Presse kaum mehr gekauft werden und darum hauptsächlich nach Amerika gehen, sind durch geschmacklose Uebertreibung gekennzeichnet. So gibt es einen Propellerhut, der in der Kopfform der Fliegerkappe nachgebildet ist und eine Art Propeller in Stroh trägt. Nicht weniger grotesk ist der sogen. Granatenhut, der ebenfalls aus Stroh hergestellt ist und die Form einer gebogenen Granate aufweist. In dem Bestreben, im Rahmen der Mode den politischen Freunden zu schmeicheln, stand man in Frankreich diesmal vor einer nicht allzu leichten Frage, da die große Zahl der verbündeten Völkerschaften die Bildung einheitlicher Modelle verhindert. So gibt es denn eine schottische, eine russische, serbische, japanische und sogar afrikanische Mode. Es ist klar, daß dieses resultlose Durcheinander den französischen Modestirnen den letzten Rest von Formen- und Farbensinn nimmt. Das heute Bestehende ist nichts weiter als ein höchst unnachahmenswertes Chaos. So gibt es gewirrselte schottische Röcke, darüber Jacken aus horizontalblauem Militärtuch und Soldatenschildmützen aus Stroh. Fahrteiche Mäntel sind dem durchschnittlichen russischen Offizierszmaniel nachgebildet. Auch russische Bauerntrachten und Bauernschuhe sind üblich. Die Japaner werden durch Kimonos und japanische Frisuren geehrt, und die französischen Artisten werden durch den „Zuavenrock“ gefeiert. Je mehr aber die französische Mode sinkt, desto fühlbarer drängt sich für uns die Notwendigkeit auf, endgültig jede gefällige Verbindung mit der französischen Bekleidungskunst abzubrechen und eine eigene Mode zu schaffen, deren Stil durch Einfachheit der Farben und Linien charakterisiert werden sollte.

Eine gegen Deutschland gerechte „Feindin“.

In der von Adele Schreiber herausgegebenen Monatsschrift „Die Staatsbürgerin“ schildert Regine Deutsch ihr Zusammentreffen mit der kanadischen Aerztin Dr. Scarlett Synge, die es sich zur Aufgabe macht, auf Grund eigener Erfahrungen für Deutschland einzutreten. Dr. Ella Scarlett Synge verließ bei Kriegsausbruch ihre kanadische Heimat, um sich dort nützlich zu machen, wo man sie am meisten brauchen konnte. Sie ging nach Serbien und war dort, als die deutschen Truppen einrückten. „Wider Erwarten,“ wie sie in dem Brief schrieb, in dem sie um meine Bekanntschaft bat (so berichtet Regine Deutsch), hätten sich diese so auszeichnet benommen, daß sie den brennenden Wunsch hegte, nun nach Deutschland zu gehen und zu ergründen, ob das, was sie bisher über uns gehört, ebenso falsch sei, wie die Erzählung von dem Barbarentum unserer Truppen. „Aber wie sind Sie aus Serbien nach Berlin gekommen?“ so fragte ich sie bei meinem ersten Besuch im Berliner Zentralhotel. Und sie erzählte: „Als es hieß: Die Deutschen kommen, da floh die amerikanische Mission und rief mir, ein gleiches zu tun. Da ich die Kranken und die Leidenden nicht verlassen wollte, blieb ich. Als die Deutschen kamen, waren sie anders, als ich es nach alle dem, was ich gehört und gelesen, erwarten durfte. Da ging ich zu dem Oberbefehlshaber und bot meine Dienste an. Sie wurden angenommen und so arbeitete ich eine Zeitlang mit den deutschen Militärärzten gemeinsam. Wir hatten uns kennen gelernt, und man erfüllte meine Bitte um einen Reisepaß hierher. Nun möchte ich gern mich selbst davon überzeugen, wie es in den Gefangenenlagern in Deutschland aussieht. Ich glaube, auch all das Unglaubliche, was ich darüber gehört, wird Lüge sein.“ Sie sprach ein gutes Deutsch, nur mit leichtem Akzent. Auf meine Frage erwiderte sie, daß sie eine deutsche Erzieherin gehabt, auch viel in Deutschland gewesen sei.

Eine Frage allerdings mußte ich stellen, bevor es zu einer wirklichen Verständigung zwischen der Fremden und mir kommen konnte, nämlich die: „Wie konnte es Sie, die Sie deutsche Kultur kennen und schätzen, die Sie in Deutschland gelebt und Freunde hier haben, wie konnte es Sie überraschen, daß unsere Soldaten sich gegen wehrlose Menschen so benehmen? Ich will es Ihnen erklären und Sie müssen mich verstehen“, erwiderte sie. „Gewiß, als zuerst in den Zeitungen von deutschen „Barbarein“ die Rede war, da wollte ich es nicht glauben, denn ich sagte mir: ich kenne doch die Deutschen anders. Als aber immer neue Berichte kamen, da wurde ich schwankend. Die Erzählungen waren schließlich von scheinbaren Beweisen begleitet: Und als ich die Photographien der beschossenen Kinder mit den abgebauenen Händen sah und darunter die beschworenen Aussagen des Bürgermeisters und des Pfarrers, gleichfalls in photographischer Wiedergabe, mit Angabe des Ortes und des Tages, an den sich abspielten, da glaubte ich nicht mehr zweifeln zu dürfen. Gewiß habe ich nun nicht angenommen, daß alle deutschen Soldaten Greueltaten verüben, aber doch daß es möglich sei, daß einige von ihnen in dem Wutrausch, der über sie gekommen, ihre Menschlichkeit verlieren konnten. Als nun dort unten in dem kleinen Ort die Deutschen erwartet wurden, da sagte ich mir: „Sie kommen als Sieger; werden sie die Besiegten schonen?“ Und dann erzählte sie mir erbrende Einzelheiten von unseren Braven draußen, die ebenso herrlich in ihrer Gesinnung wie tapfer im Kampfe sind. Und das war eben für sie die Engländerin, „wider Erwarten“. Dr. Scarlett-Synge, eine feingeartete weibliche Natur, hatte den Krieg miterlebt und kannte seine Schrecken. Da ihr so Merkwürdiges begegnet, so glaubte sie sich aus einer religiösen Gemütsstimmung heraus, zu etwas Besonderem berufen, sie hatte den Glauben an eine ihr obliegende Mission. Sie hatte sich hier an die leitenden Stellen gewandt, um die Erlaubnis zu erhalten, die Gefangenenlager zu besuchen, von denen sie nun im voraus annahm, daß es keine Stätten des Schreckens seien, wie sie sie in England angab. Gelang ihr dies, dann wollte sie hinübergehen und dort die Wahrheit enthüllen.

In England, wohin Dr. Scarlett-Synge sich von Berlin aus begab, hat sie nun in einem Artikel in der englischen Wochenschrift „The Nation“ ihre Erlebnisse in Serbien und Deutschland geschildert und ihre Mission auszuüben begonnen.

Der Luxus im Gastmahl vergangener Zeiten.

Die in der gegenwärtigen Periode so allgemein notwendig gewordene Einschränkung der Genüsse des Magens und der Kehle gibt Anlaß zu mancherlei lehrreichen Betrachtungen kulturhistorischer Art.

Im Mittelalter wandte man den gastlichen Schmausereien gemeinhin hervorragende Aufmerksamkeit zu. Schon die Speiseräume an den meisten Höfen waren mit einem für die damaligen Verhältnisse übertriebenen Luxus ausgestattet. Die Verzierungen königlicher und fürstlicher Speisesäle bestanden vorzüglich in eingelegten aufgestellten, oft aus Silber getriebenen, kostbar gearbeiteten Tafeln, auf denen das goldene Tafelgeschirr in stufenförmigen Pyramiden zur Schau gestellt war. Einen seltsamen Gegensatz hierzu bildeten die Bänke, die meist aus gewöhnlichem Holz bestanden. Ganz außerordentlich war der Luxus, der in der Auswahl der Speisen getrieben wurde. Natürlich stand die Speisewahl in engem Zusammenhang mit den jeweiligen Geschmacksverhältnissen.

Unter dem Geflügel wurde im Mittelalter besonders die Gans geschätzt. Auch aß man in den vornehmen Häusern Reiher, Kraniche, Krähen, Störche, Schwäne und Raben. Außerordentlich war der Verbrauch scharfer Gewürze. Der Geschmack an stark riechenden und auf die Zunge fallenden Dingen war so ausgebildet, daß man sogar unter den Mahlzeig, womit Truthühner gemästet wurden, Bisam und andere stark riechende Sachen mischte. Safran und Zucker wurden fast jedem Gericht beigemengt. Auch die Weine wurden gekocht und auf die mannigfachste Weise künstlich gewürzt.

Im 16. Jahrhundert ließ man bei Uebersendung der Einladungen zu einem Gastmahl durch besondere Diener eine Liste der Speisen bekanntgeben, die auf den Tisch kommen würden. Und es galt keineswegs als unschicklich, wenn die Eingeladenen ihre Wünsche in dieser Beziehung bekanntmachten. Gewaltig waren auch die Mengen, die bei großen Gelagen verzehrt wurden. So gab der Erzbischof von Mainz im Jahre 1470 anläßlich seiner Ernennung ein Festessen, bei dem 8 Mastochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpse, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 1000 Kapaune, 300 Ferkel, 200 Pfaue, 200 Kraniche, 200 junge Ziegenböcke, 2000 junge Hühner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 4000 Enten, 1000 Wasserreiher, 200 Rehe, 400 Hirsche und Hirschkühe und 500 Wildpretpasteten aufgetischt wurden. Zur Herrichtung dieses auch für Friedenszeiten etwas überreichlich erscheinenden Mahles waren 60 Köche und 1500 Diener erforderlich. Noch reicher ging es bei dem Leichenmahle des Herzogs Albrecht von Bayern, im Jahre 1509, zu. Damals erschienen 23 Hauptgerichte und über 30 Zwischengerichte auf der Tafel, und das Essen nahm viele Stunden in Anspruch. Bei den Gelagen vornehmer Persönlichkeiten verlangte die Sitte, daß auch die Dienerschaft des Gastgebers und der Gäste in den Gesinderäumen durch eine Festmahlzeit erfreut wurden, die 10 und noch mehr Gänge zählte.

Zu den verschwenderischsten Uebertreibungen aller bekanntgewordenen Gelage aber gehört der berühmte Punsch des englischen Admirals Russel. Dieser Mann, den der Kriegsspeisezettel unserer Tage gewiß in unheilbare Melancholie versetzt haben würde, ließ statt der Bowle in einem Garten ein großes Bassin ausmauern, in das nacheinander folgende Zutaten geschüttet wurden: der Saft von 2200 Zitronen; 4 Tonnen kochendes Wasser; 1200 Flaschen Malagawein; 600 Flaschen Rum; 600 Flaschen Kognak, gemischt mit Branntwein; 6000 Pfd. Zucker und 300 zerriebene Muskatnüsse. Die Gäste, insgesamt 6000 an der Zahl, meist Offiziere und Matrosen von der Flotte des Admirals, saßen rings um das Bassin auf erhöhten Bänken. In dem Bassin fuhr ein als Ganymed verkleideter kleiner Schiffsjunge auf einem Kahn von Mahagoniholz herum, um aus dem kostbaren Punschreich die ihm entgegengehaltenen Gläser der Festteilnehmer vollzuschöpfen.

A. B.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 16:
Heeringen. Loden. Dünaburg. Lydendorff. Esse, Daniel. Rüssern. Juno. Brunhild. Aegäus. Meran „Hindenburgs goldenes Dienstjubiläum“.

An unsere Rätsellöser!

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal außer dem bereits angezeigten Buche noch eine weitere Prämie an die Rätsellöser, nämlich: „Rotkehlchen“ von Christoph v. Schmid.

Prämie I: „Götter- und Heldensagen der Germanen“ von G. A. Ritter,
entfiel auf R. Hitschke, Vereinslazarett Alt-Scherbitz.

Prämie II: „Rotkehlchen“ von Christoph v. Schmid,
entfiel auf Helene Linfert, hier

Rätsel.

Die tapfern Heere im Rätselwort
Unter Hindenburgs Führung jagten fort
Die Russen aus Deutschlands Gauen.
Und drangen weit vor nach dem Rätselwort,
Ihre herrlichen Taten werden und dort
Den stärksten Schutzwall bauen.

Ein Zeichen ins Wort an der richtigen Stell':
Wie glänzt die Welt so festlich hell!
Sie wollten uns schlagen in Banden.
Die aber sprengten wir beherzt!
Und stolzer als je ist deutsche Kraft
Und deutscher Geist erstanden.

Prämie: Aus dem Füllhorn der deutschen Musica.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Skataufgabe.

(6 bed die 4 Farben: A As, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel. Unter: V M H die 3 Spieler.)

V. der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel (Eichel-Solo) auf folgende Karte:

a, cB, aA, K, D, 8; bA, D; dA, D.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Carr.-Bube, Treff-As, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Acht. Picaue-As. Picaue-Dame, Carr.-As. Carr.-Dame.

Die beiden andern hatten sogleich gepaßt. H. hatte 12 Punkte mehr in seiner Karte als M. Im Skat lagen 8 7. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 13.

Kartenverteilung:

V. a7; b10; c10, D, 8, 7; dA, D, 8, 7.
M. a, d8, aA, K, 9; bK, 8; c9; d10, 8.
H. b, c8, a10, D, 8; bD, 9, 7; c8; d8.
Skat: b, cA.

Spiel:

1. V. a7, aA, a10. — 2. M. c9, c8, c10 (+14).
3. V. dA, d8, dK (+15). — 4. V. denkt „was kann das schlechte Leben nützen! Die b10 kann ich mir nicht einpicken. Jetzt heißt's: ent- oder wedet“ also: b10, b8, b7 (+16). Mit den 22 Augen des Skats hat der Spieler also 61 erreicht. Natürlich mußte er in die letzte Liebesgabenpäckchen einen tiefen Griff tun, um die Gemüter seiner Mitspieler zu besänftigen.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Hinck. Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Ellester, Halle a.S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 17 | Halle, Sonntag, den 23. April | 1916

Ostern 1916.

Von Carl Busse.

Ostern, du heilige Schale
Getaucht in Frührotschein,
Ostern, zum zweiten Male
Darfst du nicht Ostern sein!

Neu verjüngte die Herzen
Deine kristallene Flut —
Heut' doch, erhoben in Schmerzen,
Trägst du Tränen und Blut.

Sonst, wenn du strahlend entstiegen
Banden der Winternacht,
Hat die Klage geschwiegen,
War das Opfer vollbracht.

Heute brennst du als Wunde,
Die sich nicht schließt und vergeht,
Heut' aus entschlossenem Munde
Scheucht dich ein kurzes Gebet:

Vater, wir harren geduldig,
Stählern in stählerner Zeit.
Bleib uns das Ostern nicht schuldig
Nach viel Opfern und Leid!

Auferstehung.

Von Georg Buß.

(Nachdruck verboten.)

Tausende unserer Kämpfer ruhen schon im Schoße der mütterlichen Erde. Wir trauern um die Gefallenen, aber aufrichtend im Gram und Leid ist der Gedanke, daß sie ihr Leben heldenmütig dargebracht für des Vaterlandes Heil, Ehre und Größe, und tröstend der Glaube, daß es nach aller Erdenpein und allem Zerfall ein Auferstehen und Wiedersehen gibt. Unsere Ahnstafe sieht über den Gräbern den Genius schweben, der nach oben weist, wo sich das Reich des Unsterblichen öffnet, und läßt ihn reden: „Die Toten werden eingehen zur ewigen Herrlichkeit.“ Wir halten fest an dieser Verheißung, mag auch Firdusi in erhabener Schwermut klagen:

„Von Erde sind, zur Erde werden wir,
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir!
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und keiner hat ihr Rätsel aufgehellt.“

Siehe, die Ostern sind da! Die Klänge der Glocken dringen von den Türmen über Stadt und Land und läuten den Frühling ein. Das Licht hat gesiegt, des Winters rauhe Gewalt ist gebrochen. Saft steigt in Baum und Strauch, schwellende Knospen werden bald brechen, Wald und Flur werden prangen in frischjungem Grün und Vögel ihre Liebeslieder schmettern. Die ganze Natur redet von der ewigen Kraft, die den Tod nicht kennt und wiedererstehen läßt, was scheinbar gestorben ist. Wer sollte da nicht jubeln? Und mit dem Dichter hoffnungsfreudig rufen:

„Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.“

Schon vor Jahrtausenden suchten Menschen Trost in der Vorstellung, daß es mit dem zeitlichen Leben nicht abgetan sei. Die Worte Ciceros sind bezeichnend: „Der Tod ist nicht ein Untergang, der alles aufhebt und zerstört, sondern nur eine Wanderung und der Beginn eines neuen Lebens.“ Dieser Glaube ließ die Toten als Geister mit ihnen Lebensmittel ins Grab, während gewisser Nöchte sogar auf den Tisch ihrer ehemaligen Wohnstätte, damit sie an ihnen sich laben möchten, bis sie den Plagen des Wanderns und der Prüfungen durch Einkehr zur Gottheit entrückt würden. Noch heute hat solcher Glaube sich bei einigen Indianerstämmen im nördlichen Mittel-Amerika und bei anderen Völkern der Kultur stehenden Völkern erhalten. Selbst unter Christen, so unter denen des Egerlandes und Tirols, war noch lange Zeit der aus der heidnischen Vorzeit stammende Aberglaube verbreitet, daß die armen Seelen in einer bestimmten Nacht aus dem Fegfeuer beurlaubt würden und in ihr altes Heim zurückkehrten, daher es geboten sei, den Tisch, an dem sie zu ihren Lebzeiten gesessen, mit Speisen und kühlenden Getränken zu besehen.

Wo tieferes Denken einsetzte, erstanden höhere Vorstellungen. Der pessimistische Gedanke, daß mit dem Zerfall des Körpers die geheimnisvolle Kraft in der menschlichen Brust, die Seele, ebenfalls erstierbe, war zu finster und niederschmetternd, um ihn ertragen zu können. Eine lichtere Zukunft mußte dem Edelsten im Menschen beschieden sein — über den vergänglichen Körper mußte die Seele triumphieren. Was schon im naiven Geisterglauben ahnungsvoll zum Ausdruck gekommen war, wurde nun klar und schön ausgesprochen. Die menschliche Seele ist unsterblich, lehrt Gautama, der Stifter des Buddhismus. Sie ist nach des Pythagoras Lehre ein Ausfluß der mit der Gottheit identischen Weltseele und kehrt nach ihrer Wanderung durch viele Körper zu jener zurück. Und Plato läßt die Unsterblichkeit den Menschen verbürgt sein durch eine göttliche Belehrung — die ein besseres und gefahrloseres Fahrzeug zum Durchschiffen des Lebens als das von Menschenwitz gezimmerte Floß sei.

Der Glaube an den Dualismus „Körper und Seele“ hat den Idealismus zu Schwingungen veranlaßt, von denen manche wie ein hohes Lied klingen. Den alten Aegyptern waren die Seelen Geister, die ehemals die himmlischen Sphären bewohnten, aber, von Sehns als von bösen Taten verführt, ausgestoßen und zur Strafe in den irdischen Leib verbannt wurden, um später, nach Buße und Begnadigung, aus dem Totenreiche durch Osiris zur Welt der Seligkeiten Geister zurückgeführt zu werden, vorausgesetzt, daß ihr Körper zur Wiederbenutzung der Seele sorglich gehütet wurde. Doch es währt lange bis zur Erlösung, denn Osiris ist gestorben, aber er wird sie vollziehen, wenn die Zeit seines Wiedererstehens gekommen ist. Bis dahin ist seine Seele der purpur- und goldfarbige Vogel Benu, der alle fünfhundert Jahre sich mit seinem Nest verbrennt und aus der Asche sich aufs neue erhebt. Anders die Weisheit des Gautama: Die Welt, die nicht geschaffen wurde, sondern immer war und immer sein wird, durchschreitet auf Grund der Naturgesetze die Stufenleiter der Bildung, der Entwicklung, des Verfalls und der Zerstörung, der nach einer Ruhepause im Chaos neue Stufenleitern mit ebensolchen Ruhepausen folgen. Die unsterbliche menschliche Seele, nur zeitweise an den Stoff gebunden, erleidet, hingerissen in das Getriebe des Lebens, wechselvolle Reihen mehr oder minder glücklicher Daseinsformen, alle mit Schicksalsgewalt bestimmt durch die von ihr in einem früheren Dasein begangenen Taten. Eine schuldige Seele wird zur Strafe wiedergeboren im Körper von Dämonen oder Tieren oder wird der Hölle überwiesen; aber nach genügender Läuterung befreit, kann sie die Stufenleiter abermals beginnen und wie die tugendhaft gebliebene Seele einziehen ins Nirvana, wo sie, unbeschwert von allen Banden des Stofflichen, als Buddha ein seliges Dasein führt, und um so höher unter den Buddhas steht, wenn sie als solcher sich nicht mit ihrem eigenen Heil begnügt, sondern bemüht ist, die tiefer stehenden Wesen durch Zuführung guter Gedanken und Stärkung der Willenskraft zum Nirvana emporzuziehen. Wieder anders als der Buddhismus die Lehre der alten Perser: Ormuzd, der Lichtgeist, und seine ebelgesinnten Scharen, die Amschaspands werden nach längeren Kämpfen Ahriman, den Dunkelgeist, und die bösen Dews siegreich überwinden, und ist die furchtbare Tragödie des Weltgerichts und der Weltverbrennung zu Ende, dann sind auch Ahriman und sein Anhang in der Geisterwelt und auf Erden zum Licht und zum Guten bekehrt. Der Sieg des Guten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19160423017/fragment/page=0001

über das Böse — das klingt wie frohe Verheißung. Auch in der rauhen nordisch-germanischen Göttersage klingt sie wieder; denn sie läßt Baldur den von falschen Lois gemordeten Gott des Sonnenlichtes und der Milde und Güte, nach furchtbarem Weltbrande, in dem Walhalla, Midgard und Riesenheim vernichtet wurden, zurückkehren in eine neue Welt, deren Götter und Menschen Haß, Neid und Zwietracht nicht kennen — auf dem Idafelde werden die Götter sitzen in den Strahlen der neuen Sonne, und sie werden herniederblicken auf die frisch-junge Erde und auf ein glückliches Menschengeschlecht, dem für ewige Zeit ungetrübte Freude beschieden ist.

Es liegt so nahe, daß denkende Menschen an Stelle kämpfender Göttergestalten und chaotisch wirkender Stoffe und Kräfte sich eine bessere, schönere Welt vorzauberten — eine Welt, frei von allem Bösen und allem Leid, in der nur das Gute herrsche und ewiger Sonnenschein leuchte. Nach Auferstehung und Erlösung brennt heiß die Sehnsucht, und die Gedanken schweifen nicht davor zurück, die bestehende Welt in Trümmer sinken zu lassen, damit die neue geboren werde. Wie ein roter Faden zieht sich die Hoffnung auf solche Wiedergeburt durch die Menschheit hindurch. Und es ist begreiflich, daß sie in solcher Hoffnung bestärkt wurde, wenn der lachende Frühling ins Land zog, unter dessen wärmenden Sonnenstrahlen junges Leben ersteht und die Herzen erleichtert aufatmen. Die Natur, erlöst von der eisigen Macht des Winters, gleichsam erweckt aus dunklem Grabe, bot geradezu einen Hinweis, daß dereinst auch ein Weltfrühling kommen werde, dem der Sonnenschein ewig beschieden sei.

Die alten Germanen verehrten eine Frühlingsgöttin. Sie hieß Ostara. Ihre beginnende Macht wurde Jahr für Jahr gefeiert durch ein frohes Fest, an dem geopfert und besonders festlich gespeist und getrunken wurde. Die Frühlingsgöttin ist längst entthront, aber der Name „Ostern" mahnt an sie. Und der christliche Glaube hat mit den Ostern, mit dem Frühlingsfest, verknüpft die Auferstehung Jesu. „Er ist auferstanden", schallt es seit dem Tage von Golgatha durch die christliche Welt.

Das Gloria in excelsis wird ewig durch die Zeiten tönen, und die Vorstellung von Tod und Auferstehung, von Erdenqual und Erlösung wird nie zu der menschlichen Brust erlöschen. Die Kriegsfurie rast durch die Welt, unsägliches Leid verbreitend, aber über ihr leuchtet der Hoffnungsstern des ewigen Friedens.

Klaus Brenningks Osterfahrt.

Skizze von Anna Gabe, Bardowick.

(Nachdruck verboten.)

Als Klaus Brenningk am Ostersonnabend den Überfüllten Kleinbahnzug nach Brenningksfelde bestieg, freute er sich, daß er ohne Mitreisende blieb und sein Abteil für sich behielt. Er beschüttelte sich zwar leise, — trotz des Nivellierens des grauen Soldatenrockes doch immer noch ein Restchen ehemaliger Zivil-Unnahbarkeit.

Aber wenn man nach Jahr und Tag gradwegs aus Not und Tod des Krieges auf kurzen Urlaub kam, dann war man doch gern allein mit sich und wollte möglichst ungestört das Wiedersehen der Heimat genießen. Freilich saß man auch hier in einem gesonderten Militärabteil, aber die Not der Ueberfüllung konnte schließlich kein Gebot, und so als volkstümlicher „biederer Landsturmmann" war man erfahrungsgemäß einer oft recht lästigen Neugier preisgegeben.

Früher, da hätte ihn so leicht niemand so vertraut zu behelligen gewagt. Früher — er lächelte — als man als Chef der weltbekannten Brenningk-Werke noch ein großes, gewaltiges Tier war. Dagegen heute, wo einen die Allgemeinheit aufgesogen, restlos, mit allem Drum und Dran und aller einfügen Herrlichkeit, — wo man nichts weiter war als einer von Unzähligen und dennoch so viel mehr als ernst: ein deutscher Soldat, der für sein Vaterland kämpfte und dem als sichtbares Zeichen, im übrigen nicht gerade verschönernd, der „Ehrenrost des Krieges", in Prosa die Lehmklumen des Schützengrabens bis an den Nacken saßen, heut war man durch das schlichte Ehrenkleid dem Kern des Volkes so viel näher gerückt.

Klaus Brenningk sah derweil gedankenverloren zum Fenster hinaus. War eigentlich um Ostern die junge Saat da draußen auch früher so jauchzend grün gewesen? Winkten auch sonst hier am Bahndamm so frühlingskündend graufilzige Weidenkätzchen, und lachten im Gras so goldige Butterblumensterne? Schwarzweiße Kiebitze segelten über den Wiesen am Rue-Flüßchen, und [illegible] Himmelslerche stand zitternd ein dunkles Pünktchen, die erste Heimatlerche.

Wenn er früher mal ausnahmsweise hier mit der Bahn entlang fuhr, anstatt wie gewöhnlich das Auto zu benutzen, und über den Kursszettel hinweg ins Weite sah, hatte er stets nur die Hochburg der Brenningk-Werke und ihre rauchenden Schlote am Horizont bemerkt.

Werdershagen! Gottlob, nun kamen nur noch vier Stationen. Schon wollte der Zug sich wieder in Bewegung setzen, da wurde im letzten Augenblick die Tür zu seinem Abteil energisch aufgerissen, drei halbwüchsige Kinder stolperten, erhitzt und keuchend, herein, zwei Knaben und ein Mädchen, ein schlankes, [illegible] schmutzige Nasen, schrien und waren eigenfinnig und die großen, dank den modernen Erziehungsprinzipien, oft erst recht wenig erfreuliche Erscheinungen. Ausnahmen mochten existieren, aber sie waren ihm nicht allzuhäufig begegnet und bestätigten nur die Regel. Daß es Menschen gab, ernste Männer, denen die Kinderpsyche ein goldenes köstliches Buch war, die mit ihnen jauchzten und lachten und mit ihnen auf allen Bieren krochen, war ihm stets unbegreiflich gewesen. Ihn konnte bei der Herbheit seiner Wesensart nur Fertiges und Vollendetes fesseln, mit Halbheiten wußte er nichts anzufangen.

Unartige Rangen schienen allerdings die drei Entwicklungsstadiums nicht zu sein und ihrer „bescheidenen aber saubern Kleidung" nach offenbar sogar sehr bald ihre Unterhaltung, sichtlich aus Rücksicht auf ihn, der in einer nicht mißzuverstehenden Weise Müdigkeit und Ruhebedürfnis markierte.

[illegible] esse, besonders die beiden Jungen, und tauschten das einen großen Strauß rosiger Osterblumen und Waldveilchen in der Hand hielt, hätte gar zu gern gewußt, wofür dieser Soldat wohl das Eiserne Kreuz erhalten hatte.

Gedenktage der Woche.

29. April 1586 * Der Dichter Martin Opitz in Bunzlau († 1639).
1616 † Shakespeare in Stratford (* 1564).
1616 † Der spanische Dichter Cervantes in Madrid († 1547).
1792 † Der Theologe Karl Bahrdt in Halle († 1741).

24. April 1796 * Der Dichter Immermann in Magdeburg († 1840).
1819 * Klaus Groth in Heide († 1899).
1891 † Hellmuth v. Moltke († 1800).

25. April 1533 * Wilhelm von Oranien erster Statthalter der Niederlande, in Dillenburg († 1584).
1874 † Marconi, Erfinder der drahtlosen Telegraphie.
1915 Der Hartmannsweilerkopf von den Deutschen zurückerobert.

26. April 1699 † Racine in Paris († 1639).
1787 † Ludwig Uhland in Tübingen († 1862).
1812 * Alfred Krupp in Essen († 1887).
1910 † Björnson in Paris († 1832).

27. April 1791 * Samuel Morse, Erfinder des nach ihm benannten Telegraphen († 1872).
1850 * General Hans v. Beseler in Greifswald.
1909 Sultan Abdul Hamid entthront.

28. April 1753 * Franz Achard, Begründer der Rübenzucker-Fabrikation, in Berlin († 1821).
1896 † Heinrich v. Treitschke in Berlin († 1834).
1915 Russische Stellungen bei Suwalki von den Deutschen erstürmt.

29. April 1873 Prinz Alexander von Battenberg wird Fürst von Bulgarien.
1883 † Hermann Schulze-Delitzsch, Begründer der Genossenschaften, in Potsdam († 1808).
1915 Englisch-französische Streitkräfte von Gallipoli vertrieben.

Klaus Brenningk folgte schließlich mit einer ungewollten Aufmerksamkeit und stillen Belustigung den kindlichen Mutmaßungen und ihrer sprunghaft wechselnden Unterhaltung. Die Kleinen schienen hier in der Umgegend irgendwo zu Hause zu sein und hatten in einem der benachbarten Flecken die Großeltern besucht, um ihnen die Osterzeugnisse zu zeigen. Von erstaunlich viel „Einsen" war die Rede. Und versetzt waren sie auch alle drei. Die beiden Jungen, frische, lustige kleine Kerle, hatten zu ihrer sichtlichen Freude dafür zu einen rotbäckigen Apfel [illegible] stück eingeheimst. Ein ganz neues, blitzblankes Fünfzigpfennigstück! Mit einer strahlenden Freude zog die Kleine das Geldstück aus ihrer Büchertasche hervor und drehte es zwischen den Fingern. Was konnte man dafür alles kaufen! Schier unbegrenzte Möglichkeiten. Ein halbes Dutzend Apfelsinen. Eine rote Sonntags-Haarschleife. Einen neuen Federkasten oder zwei Kriegsgeschichtenbücher, das Stück zu zwanzig Pfennig. Blieb sogar noch ein Groschen übrig!

Klaus Brenningk legte sich unwillkürlich mit aufs Grübeln, was sich für fünfzig Pfennig kaufen ließ, allerdings mit weniger Geschick. Es war wohl zu lange her, daß er mit solchen „Summen" gerechnet hatte, daß eine halbe Mark auch mal in ihm ein

Wie bescheiden doch so ein Kind war. Wenn man bedachte — fünfzig Pfennig für ein „Betragen zur vollen Zufriedenheit". Hatte er auch jemals damit aufwarten können? So viel ihm erinnerlich, war es ein unerreichtes Prädikat geblieben.

Der Zug aber fuhr derweil gemächlich weiter durch das frühlingatmende Land und ratterte sein monotones Lied. Und die drei Kleinen plauderten unermüdlich von diesem und jenem und allem möglichen

ander verweisend, wenn eins mal hell auflachen wollte. Der arme Soldat war doch so müde!

Und sie hatten so unrecht nicht. Klaus Brenningk war tatsächlich müde geworden und hielt nicht

schnarchte sogar ganz herzhaft, schlief traumlos und fest den tiefen, gesunden Schlaf eines braven

eine

Nacht zermürbter Bahnfahrt hinter sich hatte.

Wie lange er so gerubt? Als er von dem energischen Ruf: „Brenningksfelde!" erwachte, war er wieder allein in seinem Abteil. Er richtete sich auf, tastete mit der Hand nach seinen kriegerischen Siebensachen und fühlte erstaunt, beinahe mit einem kleinen Schreck, etwas Zartes, Weiches auf seinem Schoß.

Verwundert riß er die Augen auf — ein Strauß Anemonen und blauer Waldveilchen . . .

Und auf der Bank, dicht neben ihm, — zwei bunte Ostereier mit einem Zuckerhäschen darauf, zwei rotbackige Aepfel und ein blankes ganz neues Fünfzigpfennigstück, auf einem mit Bleifederschrift versehenen Zettel liegend.

„Wenig aber von Herzen!" stand mit krittliger Eisenbahnschrift darüber. Und darunter:

„Lieber Soldat, da ich nichts weiter hatte, als diese paar Blumen, so schenke ich Dir meine fünfzig

oder auch eine große Tafel Schokolade kaufen kann!" — — —

„Wenig —" Klaus Brenningk wischte sich jäh über die Augen, was sonst nicht seine Gewohnheit war — „aber von Herzen" . . . Und doch aus Kindeshand Unendliches. Eine Welt an Reichtümern, die sie selbstlos und freudig für einen Verteidiger ihres Vaterlandes gaben!

der

kleinen unbekannten Spender aufnahm und das

sach seiner Geldtasche steckte, tat es ihm leid, daß er für ihre Liebesgaben sich nicht bedanken konnte. Oder doch — vielleicht — wer konnte wissen, wie das Schicksal es bestimmte — daß er über kurz oder lang ihnen auch mal ein Liebesopfer brachte. Ein letztes und größtes. Draußen in Feindesland . . . .

Zwei Kreuze

Skizze von Gräfin Brockdorff.

(Nachdruck verboten.)

Die blasse Frau in tiefer Trauer mit den verhärmten Zügen öffnete langsam und fast widerwillig das schmale Feldpostpäckchen, das auf dem Schreibtisch vor ihr stand. Zwei Eiserne Kreuze und ein Brief lagen darin. Sie griff zuerst nach den Kreuzen, sie etwas verwundert und nachdenklich betrachtend.

Zwei Kreuze. Schienen sie nicht wie ein Symbol ihres Lebens? Unter zwei Kreuzen hatte dieses Ehestück gestanden, sie sah es klar in diesem Augenblick und so würde es bleiben bis zum Ende. Mann und Sohn, die ihr höchstes Glück gewesen, waren noch mehr ihr tiefstes Leid und hatten ihr Recht zu einem Kreuzesgang gemacht. Jetzt waren diese zwei schlichten, schwarzen Kreuze am schwarz-weißen Bande alles, was ihr sichtbar geblieben und lange starrte die Trauernde darauf und griff dann endlich zögernd nach dem beiliegenden Brief. Aber sie konnte sich noch nicht entschließen, ihn zu lesen, sondern lehnte sich mit geschlossenen Augen und leise erschauernd im Stuhl zurück und ihr verflossenes Leben stieg im Geiste vor ihr auf.

Sie sah sich wieder als strahlende Braut am Hochzeitstage das elterliche Haus verlassen. Lachend war sie am Arme des jungen Gatten herausgetanzt, die besorgt blickenden Eltern, die nur ungern ihre Zustimmung zu dieser Heirat gegeben, kaum beachtend. Wunschlos glücklich für Zeit und Ewigkeit schien sich Nora Sanden als Rolf von Hertens Frau.

Strahlend war sie auf die Hochzeitsreise gegangen, strahlend in ihr neues Heim gezogen, aber als nach einem Jahre ihr Junge, ihr Lugold, geboren wurde, lagen schon graue Schleier über der Sonne ihres Glücks, die selbst die blauen, leuchtenden Kinderaugen nur zeitweise zerteilen konnten.

Nora von Herten wußte schon zu genau, daß ihr Mann spielte, daß er brutal war und die eheliche Treue nur von ihrer Seite verlangte. Mit Liebe und Güte versuchte sie es, auf ihn einzuwirken, jetzt nach des Kindes Geburt von neuer Hoffnung erfüllt, daß väterliches Verantwortungsgefühl und die immer noch starke Liebe zu ihr Rolf helfen möchten, seiner bösen Leidenschaften Herr zu werden. Vergebliche Hoffnungen! Nach kurzer Besserung kamen desto schlimmere Rückfälle. Trotzdem klagte die enttäuschte Frau niemals, nicht einmal den Eltern gegenüber. Sie hatte den Mann gegen deren Willen, allein nach ihrem Herzen gewählt, sie mußte mit ihrem Schicksal selbst fertig werden. Es war ihre Pflicht auszuharren, solange es möglich war. So blieb sie, bis sie nicht mehr konnte, bis ihre Frauenehre ein längeres Ausharren nicht mehr ertrug, ihr Knabe durch die Verhältnisse im elterlichen Hause zu sehr Schaden gelitten hätte.

Noras Vater war inzwischen gestorben, sie flüchtete mit dem Kinde zur Mutter und reichte die Scheidung ein. Ein jahre langer, zermürbender Kampf begann. Der Mann wollte ihr den Sohn nicht lassen und schließlich mußte sie ihn mit einem Teil ihres Vermögens ihm abkaufen. Ihr Junge sollte ihr wenigstens aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet werden.

Leider glich Lugold von Herten äußerlich und innerlich dem Vater. Er war wie dieser schön, nicht sonderlich begabt, herrisch, leichtsinnig und liebenswürdig. Bei seiner Erziehung mußten Liebe und Strenge doppelt sorgsam verteilt werden, um einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen. Frauenhände erwiesen sich aber als nicht geeignet dazu. Lugold blieb ständig in der Schule sitzen, gehorchte nicht und wollte aus der „Weiberwirtschaft" heraus, wie er es nannte. Da gab ihn die Mutter ins Kadettenkorps, wo es besser vorwärts ging. Nun sie ihn in festen Männerhänden wußte, durfte sie selbst ihn in den Ferien schon eher verwöhnen. Ferien, kurze Glückszeiten, in denen der schöne schlanke Mensch seine zarte Mutter mit bestrickender Zärtlichkeit überschüttete und alles von ihr erreichte, was er verlangte. Er sollte mit Liebe und Sehnsucht aus Mutterhaus zurückdenken, beschönigte Nora es vor sich selber, wenn sie ihm zuviel gab.

Eines Tages stand er dann endlich als Leutnant vor der Mutter. Wie kleidete die schmucke Husarenuniform den schönen, blonden Menschen! Wie ein junger Kriegsgott sieht er aus, dachte die stolze Frau und unterdrückte alle Erinnerungen, die wie schwarze Gespenster auftauchen wollten. Ihr Sohn war doch schließlich auch Blut von ihrem Blut und tüchtig erzogen, was dem Vater gefehlt hatte.

Gewiß, er würde ihr Freude machen, der Lichtstrahl ihres Lebens bleiben. Zärtlich küßte sie ihn und wieder schien es ihr, daß sie wunschlos glücklich für Zeit und Ewigkeit sei.

Ueber ein Jahr war Lugold von Herten Leutnant, als der Krieg ausbrach. Jubelnd und tiefgewih zog er hinaus, während die Mutter im stillen manch heiße Tränen weinte, so ruhig sie äußerlich auch schien. Allmählich aber wurde sie von der Siegeszuversicht des Sohnes angesteckt, und als er einer der ersten im Regiment, das Eiserne Kreuz erhielt, jubelte auch ihr Herz. Sieben Monate war er dann glücklich unversehrt geblieben und meldete sich gerade für einen kurzen Urlaub an.

Nora fühlte noch jetzt in der Erinnerung das Fieber der freudigen Erwartung, das sie bei dieser Nachricht durchglüht hatte, und danach den tödlichen Schmerz, als die Depesche, statt der erwarteten Ankunft des Sohnes, dessen Tod meldete. Ein Kopfschuß hatte ihres Herzens Kleinod getötet. Sie würde nie wieder seine sonnigen Augen, seine lachende, frohe Stimme hören. Stumm und apathisch brachte sie die folgenden Tage zu, unempfindlich für jedes Wort des Trostes, unempfindlich für die Welt um sich. Sie starrte nur vor sich hin und sühnte manchmal dumpf auf. Der Trost der Tränen war ihr versagt.

Dann forderte die Welt ihr Recht. Es kamen Briefe aus der Garnison des Sohnes, Gläubiger meldeten sich, die dem Herrn Baron Geld für Spiel- und andere Schulden vorgestreckt hatten, Mädchen, die er ins Unglück gebracht hatte, kamen mit Forderungen. Eine Welle von Schmutz schlug über der armen Mutter zusammen und drohte sie zu ersticken. Doch ihre Augen blieben auch jetzt trocken und wie ein Automat traf sie alle Anordnungen. Schmerz, Kummer und ein Gefühl des Ekels ließen sie innerlich versteinern, und als das Päckchen aus dem Felde kam, blieb es tagelang unberührt liegen. Wozu öffnen, sie kannte ja den Inhalt. Neue Schmach, neuen Gram würde es bringen und sie war so müde, so müde. Heute endlich hatte sie sich überwunden. Der Brief knisterte in ihrer Hand, sie kehrte aus den Erinnerungen in die Wirklichkeit zurück und entfaltete das Schreiben. Kühl glitten ihre Augen über die üblichen Beileidsworte hinweg, aber dann weiteten sie sich und es kam Leben in ihre Züge. Sie las, wie der Oberst in herzlichen, warmen Worten seinen Leutnant lobte. Er schrieb:

„Ihr Sohn war ein seltenes Beispiel von treuester Pflichterfüllung und unerschütterlichem Mute. Seinen Kameraden und Leuten wird er als leuchtendes Beispiel im Gedächtnis leben. Die tödliche Kugel traf ihn, als er, ein eigentümlich tragisches Schicksal, seinen sterbenden Vater bergen wollte, der durch sein unerschrockenes Vorgehen die Stellung unseres Regiments gerettet hatte. Nun ruhen Vater und Sohn gemeinsam in feindlicher Erde. Ihnen, verehrte, gnädige Frau, wird das, bei aller Trauer um den gemeinsamen Verlust ein lieber Gedanke sein. Ich sende heute beider Eiserne Kreuze, die anderen Sachen folgen nach. Sie starben als Helden, Ehre ihrem Andenken!"

Draußen läuteten die Osterglocken. Ostern, Auferstehung. Nora von Hertens Auge waren nicht mehr grundwurzlos, sondern ein stiller Friede zog auf ihnen. Auch sie feierte eben Auferstehung und diese beiden Kreuze sprachen von keinen Gräbern. Mann und Sohn waren ihr neu erstanden. Nicht tot in Unehre und Verachtung, sondern entsühnt im Kampfe fürs Vaterland und wieder lebendig in ihrem Herzen. „Sie starben als Helden, Ehre ihrem Andenken!" wiederholte sie leise die letzten Worte des Briefes. Zum ersten Male seit der Todesbotschaft flossen heiße, lindernde Tränenströme aus ihren Augen und fast frohen Herzens dachte sie: „Nun bin ich wirklich wunschlos glücklich für Zeit und Ewigkeit."

Und sie wußte, daß diesmal kein Schicksalsschlag ihr dieses Glück rauben konnte.

Was der Mensch auch gewinne, er muß es teuer bezahlen; wär' es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert. Hebbel.

Aus der Welt der Frau.

Etwas wünschen und verlangen, etwas hoffen muß das Herz, etwas zu verlieren bangen und um etwas fühlen Schmerz. Rückert.

Frühlings-Kotelettes für fleischlose Tage.

Fünf Semmeln oder dementsprechend Schwarzbrot weiche man in Wasser ein, drückt sie dann gut aus und treibt sie durch ein Sieb, macht in einer Pfanne etwas Fett heiß, in den man eine fein gehackte Zwiebel hellgelb werden läßt, und rührt darin das ausgedrückte Brot auf schwachem Feuer gut ab. Inzwischen verrührt man 1 oder 2 Eier mit etwas Salz und Pfeffer, gehackter Petersilie, Kerbel und Schnittlauch und mischt dies unter das Brot, formt flache Kotelettes daraus, wälzt sie in ganz fein geriebenem trockenem alten Brot und bratet sie in ein wenig Fett schön gelb.

Die Streckung der Seifenvorräte.

Um sparsamste Verwendung der Seife zu ermöglichen, empfiehlt die Magistrat von Berlin für die Wäsche, die schmutzigen Stellen werden mit einem Seifenbrei bepinselt. Geeignet ist vor allem Regenwasser. Zum Scheuern nicht farbiger Gegenstände ist keine Seife, sondern nur Sodalösung zu verwenden."

Ein weiteres Mittel ist die Streckung der Seifen:

Man stelle aus 250 Gramm Schalseife, 200 Gramm Oberschalseife und 250 Gramm Soda einen Seifenschaum her, indem man alles unter Rühren mit vier Liter Wasser bis zur Lösung kocht und nach dem Erkalten und Durchrieben des Gefäßes durch eine Flamme den festgewordenen Leim herausstürzt. Zweckmäßig sind ferner die Gemische von Seife und Soda, die als Waschpulver oder Waschmittel gebraucht werden, sofern der Soda genügend Fettsäure zugesetzt und das schädliche Wasseralas und Harz vermieden ist. Eine nicht zu starke Sodalösung wirkt fast als Einweichwasser auf Baumwollgewebe der geringen Aetzwirkung wegen nicht schädigend ein.

Die deutsche Mode.

Zu dieser zeitgemäßen Frage, deren Lösung gegenwärtig von vielen deutschen Frauen und Männern versucht wird, schreibt Dr. Georg Decke im „Vortrupp" (Verlag Alfred Janssen, Hamburg): Wer eine deutsche Mode schaffen will, der schaffe erst die deutsche Frau dazu, der mache, daß das Bild der deutschen Frau rein und groß und mächtig über unserem deutschen Vaterlande aufgehe! Wer deutsche Frauenkleidung schaffen will, der schaffe erst eine deutsche Frauenkultur, der befreie und festige die deutsche Frauenseele, denn das Kleid verbildet zwar den Körper, aber die Seele soll es darstellen in einem würdigen und schönen Bilde. Der mache diese Frauenseele zum Urbilde deutschen Wesens und zum edelsten Urbilde weiblichen Wesens auf der Welt, dann wird ihr Kleid die Frau und die Welt beherrschen.

Alles andere findet sich von selbst, denn alles andere sind äußerliche Schmierereien, die entweder längst erfunnt und gelöst sind, oder die man binnen kurzem zu meistern lernen kann. Aber wohlgemerkt: Die Massenjagaestion, jenen Zwang und Zauber, von dem ich sprach, werden wir nicht entbehren können, und man bedenke, daß das Eigentlich mit all seinem erwünschten und verständigen Rücksichten auf die Gesundheit und Gestalt der einzelnen Trägerin zwar der Ausgangspunkt, aber nicht das Ziel einer neuen Mode sein kann. Gott bewahre uns übrigens vor den unzähligen Mißgriffen der in der Mehrzahl geschmacklosen Verfertigerinnen, mit denen wir überflutet würden. Die Mode ist nun einmal eine Art Gleichmacherei, sie verlangt einen towangsbedenden Mittelpunkt, und die Masse verlangt von ihr, daß sie ihr das eigene Nachdenken und Schaffen erspart, schon deshalb, weil sie das aus vielerlei Gründen einfach nicht leisten kann.

Viel schwerer wird es sein, — und das ist bezeichnend! — eine deutsche Männermode zu schaffen, obgleich die Idee und das Bild des deutschen Mannes gerade jetzt bestimmter und leuchtender in die Erscheinung getreten ist. Aber der deutsche Mann der Gegenwart ist Soldat, und über dessen feldgraue Kleidung entscheiden lediglich militärisch-praktische Gesichtspunkte. Der deutsche Mann in Zivil ist ein Bieten und einer anderen Welt. In früheren Zeiten war das nicht so, da war auch die Mode der Männer ein leichteres Problem.

Alles in allem: Die Frage der Mode ist, wenn sie deutsch gelöst werden soll, eine tief innerliche, ja im höchsten Sinne sittliche Frage. Wer an ihrer Lösung erfolgreich arbeiten will, der sei sich dessen bewußt, daß man mit Aeußerlichkeiten, seien sie auch noch so ausgeklügelt oder elegant, nicht zum Ziele gelangt. Er sei sich auch bewußt, daß jetzt die Zeit für ihn gekommen ist, einen entscheidenden Anfang zu machen, ehe nach glücklich erreichtem Frieden — die ausländischen Moden torbeten sich wieder über uns ergießen und die schönen Hoffnungen aller Ernsten und Nachdenklichen zuschanden machen.

Ueber Auswüchse der französischen Kriegsmode

schreibt Dr. Norbert Stern in „Ueber Land und Meer": Seit jeher waren die Franzosen bedacht, ihre Mode politisch zu färben, und anläßlich des russisch-japanischen Krieges und der Balkankriege zögerten sie nicht, dem jeweiligen Sieger zu schmeicheln, indem sie seine Farben und Volkstrachten in ihre Mode verwebten. Heute aber ist die französische Modeindustrie völlig herabgesunken, und ihre Modelle weisen einen Tiefstand auf, der mit dem einstigen Glanz auch nicht das Geringste mehr gemein hat. Die Kleider und Hüte, die übrigens in Frankreich selbst wegen der hohen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19160423017/fragment/page=0002